

Tarnopol – erste Bewährung

Die für einen Krieg recht angenehme, weil auch kaum bedrohliche Art und Weise, soldatischen Dienst zu leisten, wurde bald beendet. Die Division „Hohenstaufen“ und mit ihr die Sanitätsabteilung mit der erprobten Ausbildung ihrer Angehörigen wurde von Frankreichs Süden in den Osten des Kontinents verfrachtet. Ihr erster Kriegseinsatz stand bevor.

In der Nähe der ukrainischen Stadt Tarnopol hatte die unaufhaltsam nach Westen drängende Rote Armee Teile des deutschen Heeres in der für ihre Kriegsführung typische Art in einen Kessel eingeschlossen. Den sollten die Männer der „Hohenstaufen“ nun sprengen, um die Eingeschlossenen zu befreien und die Verwundeten einer ärztlichen Versorgung zuführen zu können.

Wir hatten unseren Hauptverbandplatz in einem undefinierbaren und für die Zwecke eigentlich völlig ungeeigneten Gebäude einrichten müssen. Direkt neben dem Operationsraum war in einem langgestreckten, relativ schmalen Gang Stroh aufgeschüttet worden, auf das die Verwundeten zunächst gelagert wurden.

Die Operierten wurden dann mit unseren Sankras (Sanitätskraftfahrzeugen aus den Robur-Werken in Zittau) unverzüglich ins nächstgelegene Feldlazarett und von da aus in eines der im Hinterland recht sicher gelegenen Kriegslazarette gebracht.

Ich hatte erkannt, wie notwendig es war, nicht nur den Verwundetenzettel auszufüllen, sondern auf einem Anhangblatt die Informationen aufzuschreiben, die für die Weiterbehandlung von Bedeutung sein würden. Auch von meinem schnellen und präzisen Arbeiten hing viel für die Verwundeten ab.

Während der Verwundete operiert, verbunden, eventuell mit Schienen versorgt wurde, hatte ich alles Notwendige auf die beiden Blätter geschrieben, die ihm dann in den Sankra mitgegeben wurden.

Der ganze Prozess im Dienste der Verwundeten vollzog sich mit einer Präzision, die unter den Bedingungen der Vorbereitung nie geübt werden konnten, weil die Praxis im frontnahen Einsatz alle vorherbedachten und geübten Umstände und Möglichkeiten weit übertraf. Ein Tages- und Nachteinsatz war notwendig, um die vielen Verwundeten aus dem Kessel möglichst rasch versorgen zu können.

Selbst mein Dr. Wilkens musste sich mit der Kriegschirurgie vertraut machen. Ich, der bei manchen Operationen schon geglaubt hatte, das könne ich inzwischen auch, merkte bei meinem Doktor nun, dass es sehr langer Erfahrung bedurfte, bevor man das Skalpell durch und in gesundes Fleisch schneiden konnte.

Die Verwundeten hatten auch winzige Tierchen, Läuse, mitgebracht, die von ihnen ins Stroh umsiedelten und dort neue Opfer suchten. Eines davon wurde ich. Ich kam ja tage- und nächtelang nicht aus Uniform und Stiefeln. Und wenn in der Nacht mal eine kurze Pause möglich war, warf ich mich erschöpft auf das Stroh, auf dem zuvor noch Verwundete gelegen hatten. Die Läuse, gefürchtet als Überträger von Krankheiten, Fleckfieber zum Beispiel, das rasch zum Tode des betroffenen Menschen führen konnte, nutzten auch mich als Nahrungsquelle. Sie konnten zwar recht rasch gefunden und dann zwischen den beiden Daumennägeln zerquetscht werden. Aber an den Unterschenkeln konnte ich den heftigen Juckreiz nur lindern, wenn ich mit einer Hand in den Stiefelschaft fuhr und dort heftig kratzte.

Als unser Einsatz beendet war und ich mich endlich der schweren Knobelbecher entledigen wollte, gelang das Ausziehen nicht. Unterschenkel und Füße waren so stark geschwollen, dass man mir die Stiefel aufschneiden musste, um sie abziehen zu können. Die Untersuchung ergab zahlreiche Eiterherde an den Unterschenkeln als Folge der Läusestiche, in die ich durch mein Kratzen Schmutz von der Uniformhose und den Fußblappen hineingebracht hatte. Täglich wurden nun die Wunden gesäubert, desinfiziert, verbunden. Am nächsten Tag riss ein Sanitäter die festklebenden Verbände wieder ab, um sie nach der Behandlung wieder zu erneuern.

Eine wild-schmerzhaftige Prozedur, vor der es mir schon den ganzen Tag vorher graute.

Glücklicherweise wurde die Kompanie in ein Ruhelager gebracht. Dr. Wilkens war die große Stube eines ukrainischen Bauernhauses zugewiesen worden. Natürlich nahm er mich dorthin mit. Das einzige Bett im Raum wies er mir als Lagerstatt zu, während er auf einer Holzbank schlief.

Auf dem Lager hatte ich nun strenge Bettruhe zu halten. Aufzustehen wäre mir mit den bis zum Gesäß reichenden Schienen an beiden Beinen ohnehin nicht möglich gewesen.

Die Nächte waren kurz und erfüllt von einem durchdringenden Froschkonzert. Mein Doktor war ein nachtaktiver Mensch. Vor ein, zwei Uhr legte er sich nie zum Schlafen hin. Danach musste er immer einmal wieder aufstehen, um die Kakerlaken zu erschlagen, die von der Decke des Raumes auf ihn fielen. Offensichtlich mochten sie gerade ihn, denn mich verschonten die ekligen schwarzen Tiere.

Dr. Wilkens war in diesem Dorf für die Kompanie der einzige Arzt. (Waren die anderen im Urlaub?) Täglich marschierte er nach dem Frühstück zur Sanitätsstation, um dort seine Sprechstunde für die Kompanieangehörigen abzuhalten. Aber er behandelte auch Frauen, Kinder, Männer aus der heimischen Bevölkerung. Da sie ihm kein Geld anbieten konnten – es hätte ihm ja auch nichts genutzt – bedankten sie sich bei ihm mit Eiern, aus denen er zu später Nachtzeit mit Hilfe eines meiner Kameraden himmlische Omeletts zauberte. Hergestellt aus getrennt voneinander geschlagenem Eiweiß und Eigelb, wieder zusammengefügt und mit winzigen Mehlstäubchen leicht verbunden, in der Pfanne kurz angebraten und dann zusammengerollt. Ein himmlischer Genuss!

Einmal hatte der Doktor einen lebenden Hahn zum Dank für seine Hilfe geschenkt bekommen. Er brachte ihn zu mir ins Zimmer, stülpte ihm einen Eimer über den Kopf. Mir drückte er einen Besen in die Hand, verbunden mit der Aufgabe, von meinem Bett aus dafür zu sorgen, dass der Hahn unter seinem Helm sitzen blieb. Eine Weile gehorchte das Tier. Wahrscheinlich vor Schreck oder aus Verwunderung darüber, was es da

am Sehen behinderte. Dann erwachten seine Lebensgeister und der Mut eines stolzen Hahnes. Er erhob sich und versuchte nun, durch schnelles Laufen die lästige Kopfbedeckung wieder abzuschütteln. Ich konnte mich vor Lachen gar nicht einkriegen, so unglaublich anzusehen war der in der Stube herumrasende Hühnervogel mit dem Eimer über sich. Das vergebliche Bemühen erschöpfte ihn wohl so sehr, dass er sich schließlich in sein Schicksal ergab. Als der Doktor von seinem Dienst zurückkam, saß der Hahn auf dem Fußboden, wie er ihn verlassen hatte. Aus dem unfreiwilligen Zirkusartisten wurde eine herrliche Hühnersuppe, die den Zeugen seines Abschiednehmens köstlich mundete.

Der tägliche Wechsel des Salbenverbandes bewirkte an meinen Beinen trotz der damit verbundenen Schmerzen beim Abreißen des alten Verbandes und der Reinigung der Wunden eine spürbare und den Augen sichtbare Besserung der Wundgebiete. Das war auch notwendig. Die „Hohenstaufen“ wurde der wunderbaren Ruhe der ukrainischen Bauerndörfer entzogen und wieder in Marsch geschickt. Diesmal in Richtung Westen. Am 6. Juni 1944 waren Engländer und Amerikaner an der Küste der Normandie gelandet. Hatten den für unüberwindlich gehaltenen Atlantikwall, wenn auch unter entsetzlichen Verlusten der Landungstruppen, fast im Handstreich überwunden und schickten sich an, die deutsche Wehrmacht durch Frankreich vor sich herzutreiben.

Nach kurzem Atemholen im Raum von Caen baute unsere Kompanie ihren ersten Hauptverbandplatz noch in Reichweite der englischen Schiffsgeschütze auf.

Frankreich – Die Front ist nah

Wieder floss ein Strom von Verwundeten, Verstümmelten in den Hauptverbandplatz der 2. Sanitätskompanie. Wieder, wie vor Tarnopol, stand der Chirurg Dr. B. nicht selten 24 Stunden am Operationstisch. Mir machte es nichts mehr aus, in unmittelbarer Nähe von durch Granatsplitter aufgebrochenen Körpern etwas zu essen. Alle zivilisierten Formen der Lebensgestaltung waren außer Kraft gesetzt. In der Regel alle drei Tage musste der Hauptverbandplatz ein Stück weit nach Osten, das heißt, Richtung

Heimat verlegt werden. Die Achtzehn- bis Neunzehnjährigen der „Hohenstaufen“, der Schwesterdivision „Frundsberg“, die Jungen der in den Kampf geschickten 12. SS-Panzerdivision „Hitlerjugend“, in der nun schon Siebzehnjährige ihre Haut zu Markte trugen – sie wehrten sich mit übermenschlicher Tapferkeit gegen die Männer aus Großbritannien, aus den Vereinigten Staaten, aus den in England aufgestellten Legionen von Franzosen, Polen, aus den aus Kanada, Australien, Neuseeland und afrikanischen Kolonien herbeigeschafften Verbänden der Alliierten. Aber deren materielle Überlegenheit im Waffenbesitz war erdrückend. Kein deutscher Soldat konnte sich tagsüber auf den Straßen Frankreichs bewegen. Fast ohne Unterbrechung kontrollierten die Spitfires, die Hurricanes, die doppelrumpfigen Lightnings die Verbindungswege, schossen auf jede Maus, die sich aus bergendem Dunkel ans Licht gewagt hatte.

Das musste ich auch erst lernen: Mich blitzschnell beim Herannahen eines Flugzeugs in den nächsten Straßengraben, die nächste Erdvertiefung zu werfen, in der Hoffnung, dass sich die Kugeln aus den Bordkanonen der todbringenden Vögel nicht in meinen Leib bohrten.

Auch die Sanitätsfahrzeuge erfuhren keine Schonung. Aber der Hass gegen einen Feind, der nicht einmal mehr die Verletzten schützte, war unbegründet. Die deutschen Befehlshaber in den frontnahen Stäben hatten Sanitätsfahrzeuge vollgepackt mit Munition an die Front zurückfahren lassen, weil ein Munitionsnachschub auf legalem Wege nicht mehr möglich war.

Ein zufällig auf einen solchen Krankenwagen abgefeuertes Geschoss aus der Bordkanone eines Kampfflugzeuges der Alliierten ließ das zum Transport verwundeter Soldaten bestimmte Fahrzeug plötzlich in einem gigantischen Feuerwerk platzender Munition auseinander fliegen.

Verhandlungen zwischen den Stäben der Alliierten und der deutschen Wehrmacht beendeten zwar den Beschuss von deutschen Sanitätsfahrzeugen nach dem gegebenen Versprechen, diese Fahrzeuge nicht mehr gegen die Regeln des internationalen Kriegsrechts zu verwenden. Aber ein nicht deutlich mit einem roten Kreuz gekennzeichnetes Fahrzeug, etwa ein LKW oder der Dienstwagen des Kompaniechefs fielen nicht unter diese Regeln. Dazu gehörte eigentlich auch, dass wir als Angehörige einer Sani-

tätseinheit am linken Oberarm eine weiße Binde mit dem roten Kreuz zu tragen hatten, dass wir einen Ausweis bei uns zu tragen hatten, der uns als Angehörige einer solchen Einheit auswies. Beides besaßen wir nicht. Erst wenige Tage vor der Gefangennahme im Mai 1945 wurden wir damit ausgestattet. Dann wurden wir auch vom Tragen eines Gewehrs befreit. Wenigstens dieser Ausweis wies mich bei der Gefangennahme und nach der Heimkehr gegenüber der sowjetischen Kommandantur als Sanitätssoldaten aus. Das konnte lebensrettend sein.

Einmal fiel eine Granate aus einem der weitreichenden englischen Schiffsgeschütze auf den Hof eines der Schlösser, die wenige Tage unseren Hauptverbandplatz beherbergten. Einer ihrer zum Teil fingerlangen Splitter riss einem meiner Kameraden den rechten Arm ab, als er in einem der oben gelegenen Verwundetenzimmer das Fenster schließen wollte. Ein anderer Kamerad hörte ihn schreien, lief zu ihm und trug den Schwerverletzten nach unten in den Operationssaal. Dort war Dr. B. und seine Operationsmannschaft gerade dabei, einen Verwundeten von der Front zu operieren. Dem Vorbild des Chirurgen folgend, blieben wir bei dem Hilflösen. Nur ein älterer Assistenzarzt warf sich in den Winkel von Außenmauer und Fußboden, zitternd vor Angst. Er erhielt etwas später das Eisernes Kreuz II. Klasse. Der Helfende für den Armlosen erhielt wohl nicht einmal ein anerkennendes Wort. Er fuhr bei der nächsten Verlegung des Hauptverbandplatzes in der Nacht als Fliegerbeobachter auf dem Kotflügel eines Mannschaftswagens. In der tiefen Dunkelheit erkannte der Fahrer zu spät den eisernen Masten am Straßenrand. Der Tapfere wurde dabei zwischen LKW und Mast zerquetscht. „Für Führer, Volk und Vaterland“ würde auch in dieser schwarz umrandeten Anzeige in seiner Heimatzeitung stehen. Millionenfache Lügen!

Lehrstunden in „meinen Universitäten“: Auch ich fuhr am Tage grundsätzlich als Fliegerbeobachter auf dem Kotflügel eines Mannschaftswagens. Ich fühlte mich dabei nicht so eingezwängt wie hinten auf der Ladefläche. Außerdem hatte ich erkannt, dass das der sicherste Platz war, wenn ein feindlicher Jäger angriff. Ich konnte ihn als Erster hören und sehen. Als Erster konnte ich – vielleicht – im rettenden Straßengraben sein, wenn ich

die Kameraden hinten mit dem Ruf: „Flieger von vorn!“ oder „Flieger von hinten!“ gewarnt hatte. Aber solches Geschehen musste ich nie erleben.

Einmal hatte Dr. B. das völlig zerfetzte Bein eines Verwundeten amputieren müssen. Mir befahl er, das Bein in den Graben unter dem „Donnerbalken“ zu werfen. Etwas Schrecklicheres widerfuhr mir nicht noch einmal im Leben. Das Bein war noch ganz warm, und der Gedanke, etwas Lebendes in einen stinkenden Graben werfen zu müssen, peinigte mich noch Jahre danach.

Sehr belastend war für mich auch, wenn ich, zusammen mit einem Kameraden, einen seiner schweren Verwundungen Erlegenen auf einer Trage über eine längere Wegstrecke zu einer Halle tragen musste, wo die Verstorbenen gesammelt wurden. Schwarzer Tod unter der leuchtenden Augustsonne des nördlichen Frankreichs. Und immer der quälende Gedanke: Der Tote ist so jung wie du! Der Tote könntest auch du sein! Jahre später werde ich ein Gedicht über die wechselnden Gefühle eines Jungen schreiben, der ein Held werden wollte. Im Krieg!